Ave Maria

Autor(en): Stickelberger, Emanuel

Objekttyp: Article

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art

und Kunst

Band (Jahr): 14 (1924)

Heft 5

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634622

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek* ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

sichter ging das wunderlichste Staunen. "Dat is aber eschöns Kleid", stotterte der ältere und zeigte auf die Braut. Und der kleinere faßte sich ein Herz, ging auf die Dame zu und begann mit den runden, weichen, aber nicht eben saubern Händchen an dem seidenen Gewand zu hämpfeln. Sie konnte ihr Kleid nicht besser schweichen, als indem sie die weichen runden Fingerchen in ihre Hände schloß.

Endlich trat der Beamte in die Stube. Er war hoch und breitschulterig, reichte mit dem Ropf bis an die Decke. Sein Leib erschien mächtig, sein Schatten drückte auf das Licht im Zimmer. Aber ein voller weicher, in den Farben zwischen Braun und Dunkel glänzender Bart gab ihm mehr als bloß Würde und Kraft, fast etwas wie eine Glorie der Männlichkeit.

Er begrüßte die Brautleute unbefangen, doch in bäuerlicher ehrlicher Art. Der Braut schmerzte die beringte Sand unter dem festen Sändedruck.

Dann öffnete er den Schrank. Das große Protofoll mit den Cheeinträgen schlug er über dem schweren Nußbaumtische auf. Die Schrift des Beamten war fest und frästig, auch leicht zu lesen. Aber die Unterschriften der Cheschließenden standen wie unruhige Ameisenzüge, kreuz und quer, geduckt, einem Schicksal ergeben, oder hoch hinausschrend darunter. Eine Weile, während der Beamte ein Formular suchte, starrten Braut und Bräutigam auf dieses Buch. Und sie erkannten in ihm ein Gesetz, eine höhere Erfüllung ihres Lebens. Ueber ihre Tage hinaus, für alle Generationen blieb es das Nachschlagewerk nach Bater und Großvater, auch wenn sie längst zu Staub geworden sind.

Gustav drückte Sylvia die Hand. Noch nie war ein so ernstes und tieses Empfinden der Liebe in ihm gewesen.

Der Beamte sprach vor dem aufgeschlagenen Buch in feierlichem Tone:

"Durch die Ehe, welche Ihr einzugehen Willens seid, verbindet Ihr Euch zu ehelicher Gemeinschaft und Treue. Ihr verpflichtet Euch vor dem Gesetze des Bolkes, als Gatte und Gattin, das Wohl der Gemeinschaft zu wahren und für die Kinder zu sorgen. Ihr schuldet einander Treue und Beistand. Es ist ein heiliges Band, das Euch umschließt und das oberste Gesetz des Landes gibt ihm die Anerkennung und Weihe. Aber am tiefsten sei es in Euch verknüpft. In der Liebe und Geduld und der Neigung von Mann und Weih, womit der Schöpfer die Fortspflanzung und Vermehrung der Menschen gesichert hat."

"Und nun frage ich Euch, Herzog Gustav: Wollt Ihr die Ehe mit Fräulein Sylvia von Rott eingehen?"

"Ja", sprach er ernst und fest.

Die gleiche Frage richtete der Beamte an die Braut und begleitet von einem freien starken Blick, um den kein Schleier verlogener Züchtigkeit gehüllt war.

"Ja", sagte sie. Und gewahrte, wie nie früher, die heiße glüdliche Erwartung des neuen Lebens.

"Ich erkläre Euch fraft des Gesetzes als zu Mann und Frau verbunden".

Und als der Beamte das sagte, fühlten die jungen Cheleute sich in einer eigenen Würde in einem neuen Rechte groß. Gusti empfand nicht anders als seine Frau. Und er wußte auch: Diese Verfündigung kam aus dem starken Untergrund des ersebten Eheglückes des Beamten.

Dann sette er sich zu dem jungen Chepaar. Als sie gleich aufbrechen wollten, bat er sie noch eine Weise zu plaudern. Das sehe auch gar nach der Form aus. "Herz...

Freundschaft muß auch dabei sein."

Nun, sie wären das siebenzehnte Chepaar, das er in neun Jahren verbunden habe. "Biel für die kleine Gemeinde im Berg, wo viele junge Männer weiter ziehen. Zu Glüd und Unglüd sind diese Chen ausgegangen. Mehreteils zu Glüd. Und ich denke immer: Wenn sie's finden wie ich...." Da lächelte er über das schöne starke Geslicht, es ward der jungen Frau dabei warm in der Seele.

"Siebenundsechzig Kinder sind aus diesen Ehen schon eingetragen. Wenn ich das Buch aufschlage, kommt's mir wie Fragen entgegen. Und doch ist's Freud', große Freud! Schon ein Volk. Was wird das einmal werken in der Gemeinde und darüber hinaus? Leid und Freud wird es erleben und viel vom Schönsten im Menschen, der Liebe zueinander."

Da kam auch das Weib des Beamten aus dem Garten. Sie trug braune Erde an den Schuhen, der grobe Rock war kurz geschürzt. Sie hatte dem Mädchen das Büblein abgenommen und trug es auf den Armen, eines zerrte rechts und eines auf der linken Seite an ihrem Kleid, ein Mädchen trippelte mit verschückteter Neugier hinter ihr her. Eine schöne Mutterfreude war auf ihrem Angesicht.

Aufrecht und stark gingen die jungen Cheleute vom Sause fort. Die Pfütze lauerte noch in der Gasse, aber lachend setzen sie sich über sie hinweg.

Und der blütenvolle rote Nelkenstod leuchtete noch einmal auf, als sie im Auto vorüberfuhren, eng aneinander geschmiegt, und zu Treue und Gemeinschaft verbunden für alle Tage.

Ave Maria.

Bon Emanuel Stidelberger.

Das Orchester beendet ein Stüd von Suppe Im elektrisch erstrahlenden Großstadtcasé. Cigarettenqualm, blauer, hängt an der Decke. Ich lehne fremd in einer Ecke Und blicke in eitle, blaserte Gesichter. Da nistet ein sattes, bestracktes Gelichter, Und handelt und händelt, und lacht und schwaßt, Und schnödet und ödet, und trinkt und schmaßt.

Wie oft war ich selig in Einsamkeit: Hier fühle ich nichts als Verlassenheit.

Run ist die Pause der Musiker um; Bon neuem geigt's auf dem Bodium. Doch horch: das ist keine Wirtshausweise! Das Cello beginnt so süß und leise, Es singt, verzückt und glaubensfroh Das Ave Maria von Gounod. Das fleht und lobpreist und durchzittert die Lust, Die weltlich sünd'ge, gleich Weihrauchduft, Das klingt wie ein Vorschmack der Ewigkeit! Und das Publikum? Es lärmt, es schreit, Es tuschelt und mauschelt von Spekulationen, Es schimpst auf Steuern und Emissionen, Es spreizt sich dünkelhast selbstgefällig Und ist auf seine Art gesellig.

Derweil betet das Cello sein Ave Marie In brünstig hinreihender Melodie; Sie wirbt, sie drängt, die Herzen zu regen, Die Sinne vom Alltag fortzubewegen.

Umsonst! Ich sehe kein Auge leuchten, Keine Wimper in seliger Rührung sich feuchten! Sie schieben in Zuder, sie schwahen von Pferden, Bom Zukunftsstaat, wie's da anders soll werden, Sie hoden in Nischen und raunen frech Zu geschminkten Weibern ihr geises Blech!

Da verklingt, als wie ein schöner Traum, Das Engelslied im unheiligen Raum.

Es steht ein Gleichnis im Bibelbuch Bon Perlen vor Säuen. Oh Großstadtfluch!